

Siegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Siegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

Gesetzliche Formel für den Schutz des Inhalts in den Vereinigten Staaten von Amerika: Copyright 1914 by Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ihr Männer — besonders ernst und tief ist unsere Trauer an dieser Bahre. Der dort liegt, er ist der Letzte seines Hauses. Mit ihm erlischt sein Geschlecht. Nur eine Frau ist es, in deren Adern noch weiter etwas fließt von seinem Blut.

Ein Blick glitt hinunter zu Ete von Selbach, die ernst, aber mit Haltung in ihrem Stuhl saß. Aufrecht, dessen sich bewußt, was sie sich schuldig war als Hüterin der Familientradition. Doch dann sprach Burgmann weiter:

„Aber diese Frau trägt einen andern Namen. Der Name derer von Grund sinkt ins Grab mit dem Letzten ihres Geschlechts. Ihr Männer — das will uns seltsam schwer ankommen. Die von Grund — das gehörte zu uns, das gehörte zur Heimat, wie draußen Wald und Berg. Und nun ist es damit vorbei — für immer.“

Ist es uns nicht allen, als trüge man mit diesem Toten ein Stück von uns selber zu Grabe?“

Ein Zittern schwang hörbar aus der Stimme des greisen Priesters, auch wie er nun fortfuhr, in innerster Bewegung:

„Wahrlich, es ist vielleicht kein Zufall, daß Henner von Grund in die Gruft sinkt, und mit ihm sein Geschlecht, zur selben Stunde, wo all das um uns her zu versinken beginnt, an dem unsere Herzen gehangen haben mit unerschütterlicher Liebe. Wie ein Wahrzeichen ist es, daß jedermann offenbar werde: „Das Alte stirzt, es ändert sich die Zeit!“ —“

Ein Verhalten der bebenden Stimme, dann sprach Burgmann von neuem, doch fester nun. Etwas von der einstigen Wucht lag in seinen Worten:

„Ihr Männer, es ist ein schwer Ding, zu leben an zweier Zeiten Wende. Uns ist es beschieden, das an uns zu erfahren. Wir sehen die Welt unserer Vorfäter versinken, die unserem Fuß festen Halt gab. Solche Zeit braucht doppelt aufrechte Männer, um festzukehen. Wir haben den Kampf aufgenommen gegen die neue Zeit, die mit rücksichtsloser Gewalt eingebrochen ist in unser stilles Tal, die uns den Frieden unserer Herdfeuer gestört hat. Wir haben gekämpft, so lange es in unseren Kräften stand. Wir haben gekämpft und verloren.“

Ihr Männer, das ist bitter, aber es ist keine Schmach. Es ist nicht immer die bessere Sache, die siegt. Wir weichen einer Uebermacht, einem Gegner, an dem unsere Waffen machtlos abprallen. Hoherhobenen Hauptes gehen wir von der Wahlstatt. Wohlan, so mögen sie uns denn unserer Väter Scholle nehmen — wenn es Gott nicht noch gefällt, in letzter Stunde sich unserer guten Sache zu erbarmen. Wir räumen das Feld in Ehren. Schmachvoll wäre es nur, beugten wir

uns vor dem Sieger, vergönnten wir dem Geist der neuen Zeit, Besitz zu ergreifen auch von unserem Herzen.“

Aber das, ihr Männer vom Rauhen Grund, — gewaltig dröhnte jetzt die Stimme Burgmanns durch die weite Halle — „das sei fern von uns! Und darum laßt uns jetzt hier an dieser Bahre alle miteinander ein heiliges Gelübde tun: Treue zu halten, wie dieser Tote, uns selber! — Das wolle Gott, Amen!“

So klang es machtvoll hin über den Sarg Henner von Grund, und dann trugen sie ihn hinaus in endlos langem Zuge, hin zum Erbegräbnis bei der Kirche am Unterdorf.

Fromme Choräle spielten sie auf dem Wege zum Friedhof. Aber als das ernste Werk getan, als sich die Heimaterde wieder geschlossen über dem Leibe ihres Sohnes und der Zug nun zurückkehrte, da schmetterten helle Klänge weithin durch die herbstliche Flur: „Im Wald und auf der Heide —“ und andere frische Jägerweisen. Die Kapelle der Grünen Gilde. Ein tiefblauer Himmel wölbte sich dabei über den abgeernteten Feldern. Weiße Wolken wanderten eilends, durch die Stoppeln prüff der Wind. Und plötzlich flog, vom Geschmetter der Jagdhörner aufgeschreckt, aus dem Ackerstück dicht neben der Straße ein Vögel Rebhühner auf, mit scharfem Schwirren. Da sahen sich alle an und nickten sich zu. Wie wenn sie sagen wollten: „Könn' er's noch hören — so wär's ihm recht!“

So nahmen die vom Rauhen Grund Abschied vom letzten Herrn des Abligen Hauses. —

Am dritten Tage darauf war es. Gerhard Bertsch kam heim von seiner Reise. Es war also nicht die Unwahrheit gewesen, als er den Kranz an Eberhard von Selbach hinuntergeschickt hatte mit den paar Zeilen, die sein Fernbleiben vom Begräbnis mit beruflicher Abwesenheit entschuldigend. Nur daß er die Fahrt nicht gerade auf diese Tage hätte zu verlegen brauchen.

Gern hätte er auch Henner von Grund die letzte Ehre erwiesen. Gerade weil es hart auf hart gegangen war zwischen ihnen beiden. Er wußte den ebenbürtigen Gegner zu achten. Dazu war er selber zu sehr Sohn seiner Heimat. Aber durfte er Ete die stille Weihe dieser Stunde mit seinem Anblick stören?

Also war er denn ferngeblieben. Erst heute kam er wieder zurück, wo die Kränze draußen auf dem neuen Grabhügel schon zu welken begannen.

Nachdem er abgelegt, trat er zum Schreibtisch. Die Post, die in seiner Abwesenheit eingelaufen war, harrete dort bereits seiner. Er suchte die Eingänge. Ein Kuvert mit Trauerrand war darunter. Er erbrach es. Eine gedruckte Dankagung für die anlässlich des Tauerfalls erwiesene Aufmerksamkeit, erstattet von Ete von Selbach geb. Grund und Eberhard von Selbach.

Sein Auge blieb auf dieser Unterschrift hängen, mit einem starren Ernst. Da gehörte sie nun zu dem andern, eng und unauslösllich, die einmal sein eigen hatte werden sollen. Jetzt wäre die Stunde dagewesen, auf die sie damals so sehnsuchtsvoll gewartet hatte. Frei von jedem fremden

Willen hätte sie an seine Seite treten können, vor aller Welt! Und nun?

Hart lachte er auf. Aber die Hand, die das Blatt hielt, zitterte. Dann warf er die Anzeige beiseite, zu dem Erledigten, und griff nach andern Eingängen.

Es gab gleich zu tun. Wenn man einmal ein paar Tage fort war, sofort war es zu merken. Nun, es war gut so.

Doch die Wirtschafterin störte ihn bald wieder: ein Besuch, Doktor Herling. Er stand auf und trat dem Freunde entgegen. Der begrüßte ihn mit frischer Stimme. Er sah überhaupt verjüngt aus, froh und zufrieden. Recht wie ein junger Chemann soll. Im Februar hatte der Doktor nämlich beim Wintersport auf dem Astenberge ein Mädchen kennen gelernt, nicht ganz jung mehr und keine Schönheit, aber ein guter Kamerad; das hatte er sich nun heimgeholt vor ein paar Wochen. Und freute sich jeden Tag, den Gott werden ließ, von neuem dieses gescheiten Einfalls. Auch jetzt, wie er sich nach erfolgter Begrüßung Gerhard im Sessel gegenüber niedergelassen hatte.

„Ich sage dir, alter Junge, es geht nichts über die Ehe! Man wird ja erst richtig ein Mensch, wenn man sein eigen Haus hat, eine Frau darin. Ich versteh' dich nicht, wie du es noch immer so aushalten kannst.“

Bertsch zuckte die Achseln. Er sah nicht auf dabei. Seine Hand ordnete wie gedankenverloren an dem Briefstoh vor ihm. Der andere aber ließ nicht ab.

„Du mußt auch heiraten! Herrgott, ein Kerl wie du, der findet doch bald jemanden.“

„Gewiß, eine Frau zu finden, die einen heiraten will, das wäre wohl nicht allzu schwer. Aber — man muß doch auch sie wollen.“

„Ach so, die Liebe meinst du? Ja, mein Vester, da will ich dir mal was sagen. Das mit der großen Leidenschaft, das ist ja alles Ueberspanntheit! Braucht's denn das zur Ehe? Wenn man sich nur sympathisch ist und beiderseits den guten Willen hat, das genügt vollkommen. Das andere findet sich schon. Man gewöhnt sich aneinander und ver wächst zusammen ganz von selbst.“

„Ich weiß nicht — ich denke da doch anders. Vielleicht bin ich recht altnodisch, aber eine Ehe ohne Liebe — nein! Für den faden Hausrumpf, den du mir da anpreisen willst, bin ich nicht zu haben. Die Frau, die ich in mein Haus, in meine Arme nehme, die —“

Mit steigender Erregung hatte Bertsch gesprochen, doch jääh brach er ab.

Bewundert sah der Fremde auf ihn.

„Das hätte ich nie von dir erwartet. Ich hatte dich immer für ganz kühl gehalten den Frauen gegenüber. Nur einmal —“ Er verstummte nachdenklich. Dann fragte er plötzlich: „Sag' mal: hast du eigentlich nie daran gedacht, daß Ele von Grund wohl eine Frau für dich gewesen wäre?“

„Ele von Grund? Nein — nie.“

Ohne Bestimmen kam die Antwort. Aber wohl etwas zu hart und schroff. Der Doktor schwieg. Doch die klugen Augen hinter der goldnen Brille ruhten beobachtend auf Bertsch, der sich jetzt tiefer über seine Briefe gebeugt hatte. Da trat ein Verstehen in des Arztes Blick, und ein Mitleid zugleich.

Er ließ das Thema fallen. Von diesem und jenem plauderte er noch. Dann sah er nach der Uhr und erhob sich.

„Abendbrotzeit — meine Frau wird mich schon erwarten. Ich muß heim. Aber, weißt du was, komm mit!“ Ein Kopfschütteln.

„Ich will euer junges Glück nicht stören.“

„Ach, Unsinn, du störst uns nicht. Im Gegenteil, meine Frau wird sich freuen.“

„Vielen Dank, mein Alter.“ Bertsch drückte dem Freunde die Hand, „aber es geht wirklich nicht. Hier — du siehst ja, das will alles noch heute aufgearbeitet sein.“

Da gab Doktor Herling es auf.

„Wie du willst. Nun, dann bald ein andermal.“

„Hörst du?“

Wohl nicht Bertsch, aber als er den Freund hinaus geleitet und wieder ins Zimmer zurückkehrte, stand in seinen Bügen ein finster entschlossenes Nein. Allein sein, gut — damit wurde man fertig. Es mußte ja sein. Aber das Glück zweier anderer mit ansehen und dabei stehen mit leeren Händen, im Herzen das brennende Sehnen — ein, das konnte niemand verlangen!

Gerhard Bertsch setzte sich wieder an seinen Schreibtisch;

aber statt nach den zu bearbeitenden Eingängen, griff die Rechte in dunkeln Zwang nach dem Briefstoh: Erledigtes, und wieder starrte sein Auge auf den schwarzumranderten Bogen.

Ele von Selbach — die Frau des andern. Nie würde er es vergessen, nie verwunden können, daß sie einst ihm angelobt war, daß er sie verloren durch eigene Schuld. Nie würde eine fremde Frau in diese Räume hier einziehen, die bestimmt gewesen waren, sie als Herrin zu begrüßen, denn er — er liebte sie und würde nie aufhören, sie zu lieben.

November war es. Grau die Luft. Schwer flatterten die dunkeln Vögel mit mistönendem Geträusche über die Flur. Unheil kündend. Und ebenso schwirrten im Rauchen Grunde Gerüchte.

Schon seit einiger Zeit war ein Raunen umgegangen: Mit dem Reusch Mannes stimmte es nicht mehr. Er wirtschafete hintenaus. Daran konnte all sein großartiges Auftreten nichts ändern. Das Auto, der kostbare Pelz, der Selt bei jeder Gelegenheit. Aber nun sprach sich noch ein anderes herum: Auch mit seiner Gründung Reuschselle und der ganzen Vaugenossenschaft sollte es schlecht stehen — sehr schlecht sogar.

Da zog Unruhe und Sorge ein in manches Haus im Rauchen Grund und immer häufiger kamen die Nachfragen in die Bureaus der Vaugenossenschaft, aber sie fanden hier nur verlegene Gesichter, ein Achselzucken und stets den Bescheid, Direktor Reusch wäre nicht da. Er sei auf einer geschäftlichen Reise.

(Fortsetzung folgt.)

Unter Hornvipern im blutigen Karst.*

Von Rifat Gozovic Pascha.

Die Streifung war beendet. Noch vierundsiebzig Tassen (Montenegriner) hatten wir aus ihren Nestern gehoben, darunter neunzehn Weiber. Bei mehreren der letzteren fanden wir solche Beweise für die an unseren Soldaten verübten Verheerungen vor, daß wir Offiziere Mühe hatten, unsere Leute davon abzuhalten, diese Messagen sofort mit dem Kolben niederzuschlagen. Sie wurden einander gefesselt und blieben dem Feldgericht vorbehalten.

Es war sieben Uhr abends und wir infolge der überstandenen Aufregungen, des Steigens und Kimmens über die und zwischen den „Nachklaffen“, der Tageshize und des Höllendurstes völlig erschöpft. Nur mit großer Not waren wir imstande, es den Leuten zu verwehren, aus den wärmer- und egelbedeckten Zisternen, die neßbei giftverdächtig waren, ihren Durst zu stillen. Nichtsdestoweniger gelang es einigen, durch ihr schweißdurchtränktes Tuschentuch dieses ekle Naß einzusaugen, welche Unvorsichtigkeit sie auch bald nachher mit einem Unterleibstypus bezahlten. Keiner von uns, weder Offizier noch Mann, hatte ein ganzes Stück seiner Uniform am Leibe, viele hatten sich an den messerscharfen Gesteinkanten die Sohle abgerissen und hinkten mit zerklüfteten Zehen.

In dieser Verfassung wollte der Kommandant sein Detachement nicht noch zum Standort der Brigade zurückfahren, um so weniger, als bis dahin geschlagene fünfzehn Kilometer zurückzulegen gewesen wären. Was in diesem Terrain soviel heißt wie fünfzig Kilometer auf gebahntem Wege!

Die Nacht sank, wie es im Karst zumeist der Fall ist, eisigkühl herein und der Tau setzte sich in alle Falten. Da in der Nähe einige unversehrte, anscheinend leere Hütten, „Kutschas“, standen, beschloßen wir dort zu nächtigen, während die Mannschaft ihre Bettblätter zusammenknüpfte, um ohne viele Vorbereitungen auf und unter ihnen tüchtig auszuschlafen. Borerst aber wurde gegessen, doch da wir keine Feldküchen mit hatten, so mußten programmgemäß die eisernen Rationen dran. Der Detachementskommandant und ich suchten uns das annehmbarste Gebäude aus und traten mit schußfertigen Revolver ein, während die übrigen dreizehn Herren von den unweit liegenden zwei Hütten Besitz ergriffen.

Mit wem es das Schicksal so gut meint, daß er einmal in einer triwoitchjanischen, südherzegowinischen oder montenegrinischen Kutscha zu nächtigen gezwungen ist, der kann hinterher mehr erzählen, als einer, der eine Reise gemacht hat.

Eine solche Behandlung, die sich von den umliegenden Felsen erst dann abhebt, bis man zehn Schritte vor ihr steht, besitzt die typische Form eines länglichen Mauerklubs, der von einem die

* Diese Schilderung ist dem Buche von Rifat Gozovic Pascha „Im blutigen Karst“, Erinnerungen eines österröschischen Offiziers aus dem Kriegsjahre 1914, entnommen, das soeben in R. Diezemanns Verlag in Stuttgart zum Preise von Mk. 3.— (gebunden) erschienen ist.

ganze Tiefe des Gebäudes einnehmenden Gang — dem „Traboschar“ — in zwei Teile getrennt wird. Zu seiner linken Seite liegen die zwei Wohnräume, zur rechten die Küche und die Magaza. Diese ist ein Gewölbe mit Eisenläden an Fenstern und Türen und einer aus gestampftem, mit Kalk versetztem Lehm hergestellten mächtigen Decke, welche bei Feuersgefahr jedem Brande widersteht. Hier wird alles, was bei Ausbruch einer Feuersbrunst zu retten ist, untergebracht und seinem Schicksal überlassen, nachdem Tür und Fenster geschlossen wurden. Da drin geht auch äußerst selten etwas durch Feuer zugrunde.

Im Steingebäude dieser Gebäude nisten Herden ungezählter Mückenlarven, Wanzen und die gefürchteten schwarzen Skorpione des südbalcanischen und montenegrinischen Karstes. Wehe dem, der einen der letzteren versehentlich zu stark berührt oder auf ihn zu liegen kommt, weswegen er gut tut, seine Liegestatt vor ihrer Benützung tüchtig durcheinanderzubeteln, worauf die giftigen Stachelschwänzer mit dräuend erhobenem Stachel das Weite suchen. Denn ihr Stich ist kein Spah und hatte während unserer Garnisonierung, in der Südbosnien schon mehr als einen Mann für immer dienstuntauglich gemacht.

Durch keinerlei Mittel aber sind die Wanzen zu vertreiben, die dort als eine Art unermüdlicher Hausfestschnecke gebildet, seit jeher in den Häusern eingewohnt sind, sich mit unbeeinträchtiger Energie vermehren und in diesen Breiten eine andernorts ungenannte Größe erreichen. Von den Läusen will ich nicht sprechen, sie sind als Kopf-, Kleider- und Säuerläuse jedem, der sich längere Zeit unter der Bevölkerung bewegt, nur zu gut vertraut. Eine einmalige Uebernachtung in einer Kutsche deckt den Bedarf auf lange Zeit.

Unbedingt geboten erscheint es, will man sich wenigstens in einer Hinsicht schützen, vor dem Schlafengehen die Fenster — falls solche nicht durch schwebende Läden ersetzt sind — zu schließen und das Licht zu verlöschen. Im Falle eines solchen Versäumnisses geht's bald „Siffst“, dem ein plötzlicher brennender Schmerz folgt. Dann wieder „Siffst“, der Schmerz und so in schöner Folge weiter. Und mit dem Schlaf ist's nun vorbei, man zündet während das Licht neuerdings an, haut mit allem Möglichen um sich und macht damit das Ding nur schlechter. Denn es sind die Moskito's, die nahezu unsichtbaren Papadatschi, die auf der einen Seite verschneht, auf der anderen mit verdoppelter Wut über ihr Opfer herfallen. Sie suchen sich dabei mit Vorliebe das Gesicht und die Handgelenke aus, so daß man andern Tages ein getrigertes Mitleid und zwei Armbänder aus Bistum besitzt.

Unser Unterschlupf schien ein rechter Ungezieferzwinger zu sein. Wir aber waren an Geist und Körper durch das heut Erlebte derart erschlagen, daß uns alles ganz gleichgültig war, denn wir trachteten nur dem marktreisenden Nachttau zu entgehen und um jeden Preis zu schlafen.

Als wird die Tür der Magaza öffnete, fanden wir diese völlig leer, somit auch die Hoffnung auf einen verhältnismäßigen Ungeziefermangel, nachdem die dort sonst aufgestapelten Herbedecken, Säcke und Kleider fehlten. Aus diesem Grunde erwählte sie der Detachementskommandant zum Schlafgemach, ich eine anstößende, durch eine kleine Tür verbundene, gleichfalls leere Kammer, während im Traboschar unsere beiden Burschen nächtigen sollten.

Der meine — er führt den frommen Namen Gavrih — war gerade daran, ein Bektblatt auf den steingepflasterten Boden und darüber meinen Schlafsaft zu breiten, als es zögernd am Türriegel herumgriff und sich endlich zwischen Tür und der wimmernden Angel, tiefgebildet ein „Edelman“ hereintrieb, die bis zum Boden gefenkte Rundklappe in der schmierigen Pfanne.

„Zivio, gospodine, zivio jos mnogaja ljeta; — kako si?“ — („Du sollst leben, Herr, sollst leben noch viele Jahre, wie geht es dir?“) — säufelte er in slavischer Denart, und ein kriecherliches Kreizen verzog sein verkniffenes Raubvogelgesicht zur vollendeten Frage, wobei seine Fuchstichter durch die offenstehende Tür der Magaza zu schielten versuchten.

Ich hob den Revolver und sah mir den Kerl erst näher an. Sein Gesichtsschnitt gemahnte wohl in einigem an den des Herzogobden oder Montenegriners, doch ersahen es mir, als wäre er eher ein Nachkomme eines der alten Uskokten. Im erdsfarbenen Gesichte sah ihm eine römische Nase mit beinahe durchsichtigen Klägeln, das Nasenbein schien die Haut durchdringen zu wollen. Um den breiten, schmaltlippigen Mund stoppelte ein rötlicher Bart hervor und unter seiner pechschwarzen, zerzausten Mähne wälzten sich rote, harthaarige Brauen über tiefdunkeln, unklaren Augen. Entschieden eine Physiognomie, die namentlich zur jetzigen Zeit den gespannten Revolver langsam erscheinen ließ. Nachdem ich den widerlichen Eindruck seines Gebahrens und Ausheren überwunden hatte, fragte ich ihn kurz nach seinem Begehre, während ihm die beiden Burschen den Rücken verstellten. Der Hauptmann lag daneben bereits in tiefem Schlaf.

Und nun hub er mit einer von unzähligen Bücklingen und Detonierungen begleiteten Erzählung an, wie er als höchst ehrenhafter, kaisertreuer Mann und ehemaliger Angehöriger der österreichischen Kriegsmarine von den Montenegrinern seiner ganzen Habe beraubt worden und nun ein Bettler sei, was die geleerte Magaza bezuge. Er versäumte dabei nicht, seinen Landsleuten das ganze südslavische Schimpfwörterbuch, das an Reichhaltigkeit und eigenartigen Ausdrücken nichts zu wünschen übrig läßt,

auf Distanz an den Kopf zu werfen. Nachdem er etwas Atem geschöpft hatte, rückte er schließlich mit der Bitte heraus, unter unsern Schutz gestellt zu werden, wofür er uns morgen wichtige Mitteilungen über die nächsten Absichten der Montenegrinern zu kommen lassen würde.

Ich wußte mir im Augenblick keinen rechten Rat, denn der Kerl gefiel mir gar nicht. Daß er weder bei unserer Kriegsmarine, noch bei einer anderen je gedient hatte, sah ich ihm an der Nasenspitze an, — ich doch also gewissermaßen Punkte, um so mehr uns Ueberlieferungen und dergleichen Erfahrungen gelehrt hatten, dieser Sorte am allerwenigsten zu trauen, wenn sie am süßesten ist. Den todmäßen, eben erst eingeschlafenen Hauptmann wollte ich auch nicht wecken — also was nun?

Nach einigem Ueberlegen eröffnete ich ihm kurz und bündig, daß er unter unserem Schutze sicher sei wie in Abrahams Schoße, daß er aber noch bei weitem sicherer in der abgesperrten Küche hinter vergitterten Fenstern wäre. Das weitere wollte ich dann am nächsten Morgen dem Entschlusse des Detachementskommandanten überlassen. Der kaisertreue Mann war es unter blumenreichen Ergebenheitsversicherungen zufrieden und verschwand in seinem Gewahrsam, dessen beide Eisenriegel ich selbst vorschob.

„Mit dem do drumat daleh'n da noch was, Herr Oberleidnam!“ meinte mein Bursche, und der andere nickte dazu.

„Wohl möglich,“ gab ich zur Antwort, „nun — vorläufig aber sieht er!“ und dann steckte auch ich meine zermarterten Glieder in den Schlafsaft.

Die Nacht verfloß ungestört und gestärkt, wenn auch von Insektenstichen zerfleischt, erwachten wir am andern Morgen. Wir hatten derart fest geschlafen, daß wir von dem Ueberfall der Qualgeister gar nichts verspürt hatten. Den Herren in den beiden andern Kutschas war es schlechter ergangen. Die waren beim Licht noch längere Zeit im Gespräch beisammen geblieben, hatten dann die Eisenklügel an den Fenstern zu schließen unterlassen und auf diese Weise den Moskito's in zuvorkommender Weise Eintritt gewährt. Zudem hatten sie in einem Winkel, in dem dürrer Keisig aufgeschichtet war, ein gut besetztes Skorpionnest entdeckt und es nach alledem endlich vorgezogen, vor der Haustür zu übernachteten und tüchtig zu frieren.

Als ich dem Detachementskommandanten über meinen Gehangenen Meldung machte, ordnete er an, daß ihm eine Büchsenlosenerje gereicht werde, und er in seiner Hast zu verbleiben habe.

„Ich danke ihm bestens für sein Wohlwollen und alle Mitteilungen,“ sagte er, „aber er bleibt eingesperrt, damit er seine Neugierden nicht wo anders anbringt. Morgen geht er mit, und das Brigadefeldkommando soll dann mit ihm machen was es will.“

Der Tag verging mit der Aufklärung des Rückweges, der Waffeneinigung und der wenigstens notdürftigen Wiederherstellung der Monturen und des Schutzzeuges. Am Abend überzeugten wir uns, daß der kaisertreue noch festsaß und gingen dann zur Ruhe.

Es mochte gegen ein Uhr nach Mitternacht sein, als mich und die beiden Burschen ein lauter Schrei, der aus der Magaza erscholl, aus dem Schlafe riß. Wir sprangen auf und hinüber. Dort stand der Hauptmann in einem Schrägstreifen falben Mondlichtes, den Revolver in der Linken; mit dem blanken Säbel schlug er wie wütend um sich. Im ersten Augenblick dachten wir, er wäre verrückt geworden, denn wir erblickten keinen Gegner. Rasch zog ich die elektrische Taschenlampe hervor, knipfte und leuchtete Boden und Ecken ab. Hinter mir redeten die Burschen die Häße. Da riß es uns mit einem Male zurück, als wären wir miteinander an einen Strick gebunden. Der Anblick, der sich uns bot, war ein derart grauenvoller und zugleich ekelhafter, daß auch wir unwillkürlich hellauf schrien.

In allen Winkeln wand sich's mit schleimigem Knistern und aus allen Ecken wälzte, schnellte und schlängelte sich's züngelnd und zischend hervor, die Leiber hoch auferichtet, als wären es die tanzenden Cobras eines indischen Fakirs. Die Luft des modrigen Raumes war erfüllt von durchdringendem Moskusgeruch, der sich schwer auf die Nerven legte.

Hornvipern waren es, darunter Tiere von beinahe Meterlänge, die mit ihren rhinocerosähnlichen Schnauzen gierig hin und her pendelten; — die bösarligsten und giftigsten der Karstschlangen, die sich da zum Angriff auf einen Menschen bereit machen. Mir wurdte im ersten Augenblick derart übel, daß ich ganz die Gefahr vergaß, die mir selbst drohte. Ich stand wie betäubt und schloß die Augen. Da brachte mich das Aufklappen kräftiger Nagelschuhe auf dem Steinboden wieder zu mir. Es waren die beiden Burschen, die mitten unter die Sippe gesprungen waren und auf ihren Leibern einen regelrechten Schußplattler tanzten, — ganz unbekümmert um das Geziß und die auflappenden Rachen ringsum. Und Tritte reißten sie aus, daß das Gewölme nur so an die Wände klatschte.

„Wart's äs Ristviecher, ent kunn i scho!“ sagte mein Bursche ohne sonderliche Erregung und trat einer besonders großen Vipere den Kopf platt. „Untersteh' di!“ rief der zweite einer andern zu, die den Hals zum Biß zurückbog.

Da sah ich den Hauptmann wanken. Ich sprang herzu, umfaßte ihn und trug ihn ins Freie. Dort setzte ich ihn vor die Türe und lehnte den Bewußtlosen an die Wand. Gebissen war er zum Glück nicht.

Da kanten auch schon die Burschen.

„Dös? dös hot mir der Fällott, der Lump der Ständige, der kriechende Hund ongericht! Owa wart, du fauchterreier Matros du, wam i di in mei Händ frag! Deine Schlangen floß i dir dann in die Gurgel!“

Ja richtig! Während des Hauptmanns Durchsicht bei ihm blieb, eilte ich mit dem Meinen zur Küche. Die war sehr verriegelt. Wir ließen uns das Haus, und ich leuchtete durch das Fenstergitter. Es war unversehrt, die Küche jedoch leer. Zurück! Als wir die Kiegel schoben und eintraten: der Vogel ausgeflogen!

Wir waren verblüfft, doch ging uns bald ein Licht auf. Denn neben der Feuerstelle gähnte eine Oeffnung, die ins Freie führte, und neben ihr lag ein Mauerstein, der aus dem Gefüge genommen worden war. Nun ging uns ein zweites Licht auf. Der Wieder- mann, der bei uns Schutz gesucht hatte, war wahrscheinlich schon in der ersten Nacht durch dieses Loch entkrochen und in den Karst gewandert. Dort hatte er nach Eintritt der Tageshitze die sehr häufigen Wipern, die sich im Gestein fonten, zusammengefangen und in den Sad getan, den wir moshusduftend später unter dem Fenster der Magaza vorkanden. Seine Würde hatte er dann im Schutze des zerklüfteten Terrains glücklich heringebracht und seine Klauke wieder bezogen. Heute nacht aber hatte er den Sad durchs Gitter des Fensters, dessen Eichenflügel zu schließen wahrscheinlich vergessen worden war, in die Magaza entleert und sodann das Weite gesucht.

Nur war der Schlaf gründlich vergangen. Während drin die Butschen brennende Reijgbindel unter die Reptile warfen und hierauf die Türe der Magaza schlossen, hüllte ich mich in meinen Mantel und setzte mich zum Häuptling hin. Der hatte einen kräftigen Bug aus seiner Selbstlaste getan, denn er war fliegenstwach. Aber seinen schwarzgelben Kruckemhor hatte er bereits wieder: „Du“, sagte er, „eine verdammnt romantische Gegend das, — wirklich! Wie nur diese Luderin gestunken haben, — roma- tisch, sag' ich dir! No — hast es ja selbst gerochen... Die Kronenbedel (Offiziersbarschen) kriegen jeder von mir einen Zehn- kronenzettel, bis ich soweit bin, daß ich wieder in die Tasche greifen kann. Ober weist was, — zieh mir's Borsel selber 'raus, — in der hinteren Hofentafel hab' ich's...“

„Da!“ sagte ich aus vollem Herzen. — Unseren Schlangen- beschwörer haben wir nicht mehr zu Gesicht bekommen. Wohl ihm, — ich denke, kein Fegen wäre von ihm übrig geblieben!

Menzel - Erinnerungen.

Mobisch v o n M e n z e l, dessen 100. Geburtstag im Feuilleton bereits gewürdigt wurde, war nicht nur ein höchst individueller Künstler, sondern auch als Mensch eine Persönlichkeit von origi- nellster Eigenart. Er lebte ziemlich abgeschlossen, und seine eheliche, grade, in ihrem Urtheil oft rücksichtslose Natur war nicht geeignet, ihn dem lauten Gesellschaftsleben näher zu bringen. Doch wenn er wirklich einmal Freundschaft geschlossen hatte, so dauerte diese fürs Leben. Eine solche enge Freundschaft verband Menzel mit dem vor Monatsfrist verstorbenen Maler Paul Meyerheim. Aus einem Fremde des Vaters Meyerheim wurde er zum Freund des heranwachsenden Sohnes Paul, dessen künstlerische Entwick- lung er mit der größten Sorgfalt überwachte und förderte. Als Meyerheim für das Museum in Danzig ein Chodowicki-Portrait malte, wurde der um Vieles ältere Menzel sogar eines Nachts zum Modell seines Bewunderers und Schülers. Nach einer Gesellschaft bei Meyerheim, die erst in vorgerückter Nachtstunde ihr Ende er- reichte, sprach Menzel, der Zeit und Form vergaß, wenn es sich um Kunstdinge handelte, den Wunsch aus, das Portrait zu besichti- gen. Er tabelte die Zeichnung der Hände, setzte sich in seiner im- pulsiven Weise vor Meyerheim hin und verlangte, daß dieser so- fort eine Studie nach Menzels Händen mache. So saßen beide im Fraß in dem ungeheuren Wecker, der eine malte, der andere als gebüdiges Modell. Menzel schloß hier vor Müdigkeit ein und erkundigte sich beim Erwachen gewissenhaft, ob er noch richtig sitze. So wurde der Fessler an dem Bilde noch in herlichen Nacht be- seitigt. — Ein komisches Erlebnis hatte Menzel in Paris, wo er 1867 auf eigene Faust neben der Weltausstellung eine Ausstellung seiner Werke errichtet hatte. Er besuchte den berühmten Couret und traf diesen an, als er gerade dabei war, auszusagen, und gab ihm 1 Francs Eintrittsgeld, den der Franzose wortlos und mit ernsther Miene einsteckte, ohne den Irrtum Menzels, der unter an- deren Umständen hätte peinlich wirken können, aufzuklären. — Menzel nahm Meyerheim stets zu den Hoffestlichkeiten mit, um sich seiner als — Wandbildern zu bedienen. Menzel, der bekant- lich von sehr kleiner Gestalt war und daher bei dem Gedränge der Hofveranstaltungen nicht alle Persönlichkeiten hätte studieren kön- nen, die ihn als Künstler interessierten, hing nämlich in irgend einer Ecke zum Sehen und Zeichnen auf einen Stuhl, und Meyerheim mußte sich davor stellen, um mit seiner Gestalt das dem Hofseeremontier wenig entsprechende Gebahren der kleinen Erzlebens zu verdecken. — Als Menzel einmal kurz vor seiner Abreise nach Kün- singen, das er alljährlich zum Kurzgebrauch anzuhängen pflegte, eine Dame empfangen mußte, war er sehr in Verlegenheit, da seine Wohnung sich infolge der bevorstehenden Abfahrt in großer Unordnung befand. Daher führte er die Besucherin in sein wohl-

aufgeräumtes Schlafzimmer. Als im Laufe der Unterhaltung der Blick der Besucherin wiederholt auf die beiden Photographien von Michelangelos „Moses“ und „Pieta“ fiel, äußerte Menzel: „Da- man muß am Morgen immer gleich etwas Gutes sehen. Das- selbe hat mir übrigens auch der Kaiser gesagt und führte mich in sein Arbeitszimmer im Neuen Palais. Und was sah ich? Mein „Hochlich“ — das meinte der Kaiser mit dem Guten.“ — Da er selbst alles Heuchlerische verachtete, machte Menzel sich oft über die „Mode“ lustig, die seinen Arbeiten Verehrer schaffe, welche in Wirklichkeit den Kund nach ihm fragten. Besonders wählte er einen geliebten Kunsthändler, der ihn stets unter der Maske des Kunstfreundes aufsuchte, zum Ziel seines Spottes. Der Händler berief sich immer auf seine tiefempfundene Gefühle, um die Gemäde auf diese Weise nach Möglichkeit zu einem billigeren Preise ersehen zu können. Oft sagte er: „Mein Herzblut gebe ich hin für diese Perlen der Kunst.“ Und dabei gelang es ihm stets, die Arbeiten mit einem Gewinn von hundert Prozent weiterzuer- kaufen. Darum meinte Menzel — auf eine auch heute bei den Fleischern an den Schlachttagen übliche Sitte anspielend —: „Der könnte oft die weiße Schürze heraushängen lassen, wenn er meine Arbeiten verkauft; der Mann gibt ja immer sein Herz- blut her.“ — Außerordentlich war Menzels künstlerisches Gewissen, das ihn stets weiter lernen ließ und ihn für seine früheren Ar- beiten kritisch machte. Als ihm eine Dame einmal auf die erste Auflage der von ihm illustrierten „Geschichte Friedrichs des Großen“ von Kugler verwies — einige Jahre nach dem Erscheinen — prüfte der Meister die Blätter lange und nachdenklich und schrieb dann energisch auf das erste Blatt: „Vorliegendes war kein frohes Wiedersehen.“ Und zu der Dame sagte er: „Hätte vieles besser machen müssen.“

Büchertisch.

— Die Träger des deutschen Idealismus. Von Rudolf Eucken. Sammlung „Männer und Völker“. (Verlag Ullstein & Co.). 1 Mk. — Rudolf Eucken, der Jenaer Philosoph, der auch in diesem großen Kriege begeistert und mahnend als öffentlicher Sprecher hervorgetreten ist, wendet sich in dieser Schrift an das ganze deutsche Volk. Von Kant bis zur Gegenwart reicht der Abschnitt deutschen Werbens, den er behandelt. Er würdigt den Philosophen von Königsberg als den Lehrer der Pflicht, dessen herber, kräftiger Idealismus dann in Friedrich Schiller zu einem neuen Gefühl der Freiheit wurde. Er bringt uns Fichte nahe, den gläubigen Propheten von Deutschlands Wiedergeburt, in dessen uner- schrockene Neben von der Berliner Hauptwache her der dumpfe Schlag französischer Trommeln hallte. Er zeigt, wie durch die Romantik die deutsche Vergangenheit auferstand, er erläutert Schellings Träume über Kunst und Natur, er läßt uns Schleier- machers Jungheit lieben und Hegels umfassendes System be- wundern, das mit der Entwicklung des deutschen Staatsgedankens zusammenhing. So werden ihm die deutschen Philosophen zu un- sterblichen Zeugen der vom Haß unserer Feinde beschimpften deutschen Weltkultur, zu Bürgen einer Zukunft, die dieser letzte ungeheure Kampf, der schwerste von allen, uns erobern soll.

— Deutsches Kriegs-A- u- V- C. Preis in lustigem Leinenband Mk. 2.—. München. Dohle-Verlag. — Das soeben erschienene Büchlein schließt sich nach Art und Inhalt eng an den in demselben Verlag erschienenen und rasch sehr beliebt gewordenen Kriegsstrawwelpeter an. Zumal die Zeichnungen sind außer- ordentlich witzig. Da ist ein jovialer Herr im weichen Anbissel mit der Friedenspalme in der Hand, von Geschützrohren, Granaten und — Geldsäcken umgeben. Die Unterschrift, lieber Leser, erräthst du wohl. Sie heißt: „Amerika bleibt streng neutral.“ Der Phönixburg läßt Russen laufen, lehrt uns ein Bild, in dessen Hintergrund schattenhaft das markante Antlitz des Marschalls dräuennd blickt, während im Vordergrund zwei russische Kommissi- sitel und die zugehörige Soldatenmüde und andere Teile hilflos aus dem „naturlichen See“ emporragen. Der Vers: „Die Qualle hindert oft beim Baden“ ist illustriert durch ein kleines, bei unseren Feinden recht unbeliebtes Seemannsgut, das den badenden Eng- länder durch seine hangarme erschreckt. Und schließlich klingt das Büchlein in ein Verlein aus, das in aller Kürze die gewaltigen Ereignisse an unserer Ostgrenze wie im Spiegel zusammenfaßt: „Der Zar sitzt kampfbait auf dem Thron“, und als Gegenstück mit dem Vers: „Das Zeben (blau-weiß-rot gestreift)“ galoppiert davon, einem alten, graubärtigen Herrn, den man für Poincaré halten könnte und der die Herrschaft über sein Tier zu verlieren im Be- griff ist.

Logogriph.

Mit m des Landes Stolz und Ehr,
Mit h entwertet, hohl und leer.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Magischen
Quadrats in voriger
Nummer:

B	A	R	T
A	R	I	E
R	I	G	I
T	E	I	G